Editorial

UWE SCHIMANK

Nicht nur, aber auch wir Wissenschaftlerinnen leiden unter dem von Hartmut Rosa (2008) in vielen Hinsichten plastisch geschilderten "Beschleunigungstotalitarismus" der Moderne. Wir sind ihm als Autorinnen, Leserinnen und Gutachterinnen gleichermaßen unterworfen. Seitdem sich die Devise "publish or perish!" nicht mehr "nur" auf die Wertschätzung bezieht, die uns Kollegen entgegenbringen, sondern immer stärker auch auf Forschungsgelder und persönliches Einkommen, und zwar dergestalt, dass angesichts der Konkurrenz gleichermaßen betroffener Kollegen immer weiter gesteigerte Publikationsanstrengungen nötig sind, um sich wenigstens auf mittlerem Standard halten zu können, schreiben wir alle immer mehr. Natürlich nicht immer besser - eher im Gegenteil! Entsprechend müssen wir immer mehr lesen oder zumindest anlesen, und es steigt - wie könnte es anders sein – der Anteil desjenigen Lesestoffs, durch den wir uns eher quälen müssen, als dass er eine Quelle der Inspiration und Begeisterung wäre. Das Gleiche blüht uns als Gutachterinnen von Zeitschriften- und Buchmanuskripten – bei Letzteren stellen die Rezensenten eine wichtige Teilgruppe der Gutachter dar.

Rosa und Christian Dries (2007) haben als eine konkrete Entschleunigungsmaßnahme für die Wissenschaft ins Gespräch gebracht, man könne ja die Menge dessen, was ein einzelner Wissenschaftler pro Jahr publizieren dürfe, begrenzen – und zwar auf einem deutlich niedrigerem Niveau, als es gegenwärtig im Durchschnitt praktiziert wird. Solch ein Vorschlag erntet ungläubige Verblüffung – das kann ja wohl nicht ernst gemeint sein! Mancher fühlt sich vielleicht geradezu verhöhnt in seinen verzweifelten Bemühungen, nicht abgehängt zu werden.

Ein noch viel radikaleres Gedankenspiel aber schlug *Arno Schmidt* (1958) in "Tina / oder über die Unsterblichkeit" am analogen Fall von Schriftstellern vor. In dieser Erzählung wird ein Schriftsteller als Ich-Erzähler, der sich mehr schlecht als recht durchkämpft (Ähnlichkeiten mit dem Autor sind natürlich rein zufällig) und über jeden weiteren Leser und jede Besprechung oder auch nur flüchtige Erwähnung im Feuilleton froh ist, ins "Elysium" mitgenommen. In dieser unterirdischen Stadt halten sich die Unsterblichen auf – namentlich erwähnt natürlich der unvermeidliche *Goethe, James Fenimore Cooper*, einige andere von *Schmidt* verehrte Geistesgrößen, und auch zahlreiche nur Spezialisten bekannte Namen. Doch zum bassen Erstaunen des Schriftstellers ist dieses "Elysium" nicht etwa ein Ort der Glückseligkeit, wo man möglichst lange den eigenen Nachruhm genießt, sondern das Fegefeuer, das man durchleiden muss, solange sich noch irgendjemand auf Erden an einen erinnert.

"[...] Ach, alles, was keinen Namen hat, ist glücklich.' Meinte er schwermütig [...]" – der Begleiter des Schriftstellers im "Elysium", selbst einer der dort Ansässigen. Beim Rundgang stoßen sie auf ein Standbild: "[...] ein Mann, mit dem üblichen zeitlosen Bettlaken um, wies gebieterisch vor seine Füße: ein kauernder Sklave hielt sogleich die streichholzbewehrte Gebärde an einen Haufen marmorner Bücher. Ohne Inschrift.:?:: "Jener nie genug zu verehrende Omar, der seinerzeit die Bibliothek von Alexandria verbrannte.' "Aha' sagte ich verständnislos." Die Erläuterung folgt: "Jeder ist so lange zum Leben hier unten verdammt, wie sein Name noch akustisch oder optisch auf Erden oben erscheint. Oder, planer gesprochen: bis er weder genannt wird, noch irgendwo mehr gedruckt oder geschrieben vorkommt [...]" Dem Schriftsteller schwant: "Und bloß

gut, dass meine Bücher sich so schlecht verkauften [...]" Wer im "Elysium" ausharren muss, zelebriert täglich seine "Fluchviertelstunde", die u. a. seinen Rezensenten gilt: Gerade wenn sie einen über den grünen Klee loben und einem damit zahlreiche Leser zutreiben, sind sie jenseits ihrer guten Absichten in ihrem Wirken zutiefst bösartige Verlängerer des Leidenswegs, den man zu gehen hat. Die ersehnte Erlösung tritt erst auf folgende Weise ein: "Also, wenn oben ein Name endgültig erlischt, darf sich hier unten der Besitzer 'auflösen': was meinen Sie, wie der jauchzt? Mit welcher Spannung er am Fernseher verfolgt, wenn der Augenblick naht, wo sein letzter Leser das Buch zuschlägt, mit 'Na, so ein alter Bockmist!'; und es für nächsten Morgen zum Feueranmachen klein reißt!" Aber die Zeiten werden schlechter: "Am Stadtrand wird enorm gebaut; auf der letzten Buchmesse in Frankfurt waren ja allein 12000 Neuerscheinungen [...]" Daher: "Ein Rat: schreiben Sie wenig; oder, noch besser, gar nicht mehr!"

Eine fürwahr verkehrte Welt! Was lehrt uns diese "inkongruente Perspektive" auf unser Schielen auf eigene und fremde Publikationslisten, Zitationshäufigkeiten, Hirsch-Indizes, Impact-Faktoren und andere Benchmarks? Wir brauchen ja nur die Namen auszutauschen: Weber statt Goethe, Spencer statt Cooper, und – mit absteigender Aufenthaltsdauer im "Elysium" – Luhmann, Joas, Esser, Gerhards, Schimank. Schmidt hat es nicht geschafft, sich dergestalt ruppig die erwünschte Gleichgültigkeit gegenüber Nachruhm – möglichst schon zu Lebzeiten! – einzureden. Dennoch ist die Botschaft unüberhörbar: mehr Gelassenheit angesichts eines zum Plagegeist heruntergekommenen Dämons "Literatur" bzw. "Wissenschaft"!

Vielleicht sollten wir ja tatsächlich mal darüber nachdenken, ob wir nicht unserem je eigenen Publizieren erstens stärker ein bewusst abwägendes Entscheiden unterlegen und dabei zweitens eine Beweislastumkehr vornehmen. Sehr schnell schleift sich ja, wenn man erst mal "gefragt" ist, als "habit" ein, Publikationsanfragen und -offerten im Zweifelsfalle zu akzeptieren. Am offenkundigsten ist das nach Tagungen: Die Veranstalter unterliegen einem nur noch als Reflex einstufbaren Impetus, einen Tagungsband zu veröffentlichen, egal wie heterogen die Vorträge thematisch und qualitativ waren - und welcher Tagungsteilnehmer verweigert sich diesem Ansinnen? Aber auch sonst dürfte bei den meisten von uns die Ablehnungsquote gegenüber an uns herangetragenen Ansinnen von Sammelbandherausgebern, Lektoren, Reihenherausgebern und auch Zeitschriften eher niedrig sein. Selbst wenn es irgendwann Mühe macht, auch nur den Überblick über die eingegangenen Schreibverpflichtungen zu behalten: Schmeichelhaft ist das ja doch! Hinzu kommt noch der eigene unkontrollierte Drang, jede uns halbwegs als gut erscheinende Idee gleich irgendwo unterzubringen – neuerdings: mal wieder was in einer Zeitschrift zu placieren.

Fragen wir uns doch zukünftig bei jedem Publikationsimpuls: Was bringt diese Veröffentlichung erstens mir, und zweitens der scientific community? Stimmt das Verhältnis von Aufwand und Ertrag? Welche Opportunitätskosten sind damit verbunden, dass ich diese Publikation realisiere und dafür anderes – nicht zuletzt eine gründliche Lektüre dessen, was andere zu genau diesem Thema bereits geschrieben haben – nicht angehen kann? Wer diese Fragen ehrlich – durchaus auch: karrierestrategisch – prüft, wird womöglich Etliches nicht mehr schreiben, was er bislang, diesbezüglich gedankenlos, geschrieben hat, und stattdessen auf "Weniger ist mehr!" umschalten. Damit trägt er dazu bei, Gutachter und Leser zu entlasten – womit allen Beteiligten gedient ist.

Ist diese Umsetzung von Rosas Vorschlag ein Freiwilligendilemma – also zum Scheitern verdammt, weil keiner den ersten Schritt wagen kann? Nicht wirklich! Wenn man nur mal die Arbeit von Berufungskommissionen betrachtet: Sie haben nach meinem Eindruck längst Abschied von der Tonnenideologie genommen, dass die schiere Anzahl der Publikationen von Bewerbern viel zählt. Im Zweifelsfall übertrumpft jemand mit einem kleinen, aber feinen Publikationsverzeichnis den Hersteller billiger Massenware. Und wenn ausgereifte Beiträge dann auch viel und gern gelesen und zitiert werden, hinterlässt das ebenfalls einen besseren Eindruck als eine ellenlange Liste mit minimaler Resonanz.

Oberflächlich betrachtet könnte man meinen, dass eine Rezensionszeitschrift wie die Soziologische Revue von der Publikationsflut profitiert, dass ich mit solchen Empfehlungen also gerade gegen meine Herausgeberinteressen verstoße. Der Pool an rezensierbaren Büchern ist in der Tat groß, wenn alle ihren output maximieren - entsprechend hat man mehr Auswahl, was man rezensieren will. Aber ich sage lieber nicht, wie viele der Neuerscheinungen wir nicht besprechen – nicht immer, aber nicht zuletzt, weil sich keine Rezensentin findet. Wenn von 100 Büchern nur zehn eine gründliche Auseinandersetzung verdienen, weil 90 nachlässig und überhastet geschrieben worden sind, ist das die schlechtere Ausbeute, verglichen mit 50 Büchern, von denen sich 25 lohnen. Schmidts Szenario kann also gerade auch aus der Sicht von Rezensenten einen Denkanstoß geben. Dass uns, wenn etwas weniger geschrieben wird, die Bücher zum Besprechen ausgehen, ist nun wirklich keine Gefahr, die gleich um die Ecke lauert. Aber dass in einer weiter anschwellenden Publikationsflut das Gute erstens relativ und zweitens sogar absolut immer weniger wird und so auch drittens immer mehr untergeht: Diese Gefahr liegt derzeit viel näher.

Literatur

Rosa, Hartmut (2008): Schnelllebige Moderne. In: Uwe Schimank / Nadine Schöneck (Hrsg.), Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt a. M.: Campus, S. 143–153.

Rosa, Hartmut / Christian Dries (2007): Forscher, begrenzt eure Emissionen. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 6.5.2007.

Schmidt, Arno (1958): Tina/oder über die Unsterblichkeit. In: Arno Schmidt, Tina/oder über die Unsterblichkeit. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 5–25.